

inne wird, wurde von vielen Teilnehmern angemahnt.

In diesem Zusammenhang verblissen auch konfessionsspezifische Umrissse. Es gibt eine ökumenische Solidarität angesichts gleicher Probleme. Die entsprechenden Workshops thematisierten die eigentümliche Dialektik des zeitgenössischen Menschen, der zwischen Ablehnung institutionell vermittelter Religiosität und Sehnsucht nach Sinnerfahrung steht. Das bedeutet für die Kirche(n) Grenze und Chance zugleich. Ohne die Kluft zwischen echter Religiosität und vordergründig bleibender Esoterik zu verwischen, scheinen gerade die Kirchen doch auf kompetente Antworten angefragt. Freilich erwartet man Auskunft auf die Sinnfrage nicht von konfessionellen Sonderwegen, sondern in überzeugenden Lebensmodellen einer von Kooperation und gegenseitiger Achtung getragenen *inhaltlichen* communio. Wechselseitige Inspiration und Anregung mit dem Ziel eines *ein-deutigen* Profils – so läßt sich das Ergebnis dieses Workshops zusammenfassen.

Ähnliches gilt für das Spannungsverhältnis von Kirche und Gesellschaft. Paradigmatisch dafür wurde das in den Medien zum Ausdruck kommende (verzernte) Bild des Priesters behandelt. In den entsprechenden Workshops wurde vor allem bemängelt, daß der Umgang mit den Medien für viele Priester ein mit Ängsten besetztes Feld ist, welche für viele aufgrund nur unzureichender mediengerechter Aus- und Weiterbildung sowie falsch verstandener Zurückhaltung verstärkt würden. Ein professionelles und offensiveres Auftreten in den Medien müsse sich vor allem auf die spirituelle Kompetenz des Priesters stützen.

Es ist klar, daß die Tagung in Schwerte, die derzeitiger wahrzunehmenden Defizite priesterlicher Existenz nicht zu lösen in der Lage war. Es verblieben mehr Fragen als Antworten gegeben werden konnten. Gleichwohl war der Problemlösungsansatz und –modus ein neuer. Der Appell zum selbstbewußten Ausschreiten, den der Titel der Tagung von vornherein signalisierte, verstand sich gerade nicht als billiger Optimismus oder inhaltsleere Rhetorik. Die Zukunftswerkstatt animierte vielmehr in Gespräch und gegenseitigem Austausch, verborgene Ressourcen aufzuspüren, Kräfte zu bündeln und den Blick für Visionen zu schärfen.

Praxis

Andreas Knapp

Skizzen zur Priesterausbildung

Ausgehend von ihrer Glaubens- und Lebenssituation sollen „Priesteramtskandidaten“ schon in der Vorbereitung und dann im gemeinsamen Leben im Priesterseminar erfahren, was für sie und ihr künftiges Leben und Wirken als Priester eine tragfähige Basis bilden kann: eine entsprechende Spiritualität, die den einzelnen in eine personale Beziehung zu Jesus Christus führt, die „vita communis“, die ihn lehrt, Christ unter Christen zu sein, im Dienst an der Einheit, und eine diakonische Grundhaltung, um für die Menschen da zu sein. red

1. Woher Priesterkandidaten kommen

Einige Beobachtungen zum gesellschaftlichen und kirchlichen Umfeld

In unserer Gesellschaft fand in den letzten zwei Jahrzehnten ein gewaltiger Modernisierungsschub statt. Mit der sprunghaft angestiegenen Mobilität, Individualisierung und kulturellen Pluralisierung hat das Lebensgefühl der (Post-)Moderne heute den Alltag fast aller Menschen erreicht. Die milieugestützte Kirchlichkeit war diesem Prozeß nicht gewachsen und ist mit der Erosion des katholischen Milieuzusammenhangs einem Auflösungsprozeß ausgesetzt.

Ein Faktor dafür ist sicher darin zu suchen, daß sich in den letzten Jahrzehnten die Lebensbedingungen und Lebensformen der Menschen radikal verändert haben. Wo Menschen jahrhundertlang in vorgegebenen stabilen Verhältnissen lebten, sind sie in einen Strudel von Veränderung und Bewegung geraten. Eine Folge der Individualisierung ist das Basteln an der eigenen individuell-biographisch bestimmten Religion. Tendenziell realisieren viele Menschen ihren Glauben heute als Auswählende, als Häretiker, wie der Religionssoziologe Peter Berger formuliert. Die Religion ist ein Teil der heutigen Kultur geworden, die dem Einzelnen zur Auswahl verfügbar ist. Auf dem Markt der Symbole und Rituale ist die Kirche nur noch eine Anbieterin unter vielen anderen. In der pluralistischen Gesellschaft ist auch

die Kirche in ihrem eigenen Innern einem spannungsreichen Pluralismus ausgesetzt.¹ Junge Männer, die Priester werden wollen, sind von diesem gesellschaftlichen und kirchlichen Umfeld geprägt, was sich beispielsweise an folgenden Beobachtungen zeigt:

* Für viele ist die Kirchlichkeit gebrochen. Die Autorität der Kirchenleitung gilt nicht mehr unhinterfragt. Manche Umgangsstile in der Kirche erscheinen antiquiert. Umgekehrt läßt der Pluralismus auch wieder die Sehnsucht nach festen Antworten und Sicherheiten wachsen, was restaurative Tendenzen fördern kann. Bei manchen Priesterkandidaten kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sie aus der verwirrenden Unübersichtlichkeit des modernen Pluralismus in eine heile Welt von klaren Strukturen und unumstößlichen Glaubenssätzen fliehen wollen.

* Das Grundwissen über den Glauben und die Erfahrung religiöser Grundvollzüge ist auch in katholischen Gegenden längst nicht mehr selbstverständlich gegeben. Auch bei vielen jungen Männern, die Priester werden wollen, liegen oft nur fragmentarische Erfahrungen von Glauben und Gebet und oberflächliche Kenntnisse der Heiligen Schrift vor.

* Es gibt (immer noch) Priesterkandidaten, die in einer lebendigen Jugendarbeit einer Gemeinde ihren Weg zum priesterlichen Dienst entdeckt haben. Andererseits ist festzustellen, daß die Pfarreien oft sehr verschieden geprägt sind und daher Theologie-Studierende unterschiedlichste Gemeindefahrungen mitbringen.

* In einer Gesellschaft mit sehr verschiedenen Lebensformen (Alleinerziehende, Ein-Kind-Familien, usw.) wird auch das Spektrum der sozialen Grunderfahrungen immer differenzierter. Viele Studenten wurden als Kinder sehr stark umsorgt, was eine hohe Erwartung an die Begleitung im Priesterseminar verursachen kann. Bei vielen Kandidaten findet sich eine ausgeprägte Sehnsucht nach echter (christlicher) Gemeinschaft.

* Der allgemeine Wohlstand fördert Erwartungshaltungen materieller Art. Gleichzeitig

ist bei vielen Studenten ein mangelndes politisches Interesse festzustellen.

* Die immer höhere Individualisierung hat eine immer komplexere Ausbildungssituation zur Folge. Nur noch äußerst selten kommen Kandidaten aus einem „kleinen Seminar“, in dem früher viele eine gleiche „Grundausbildung“ erhalten hatten; dagegen treten heute Kandidaten mit unterschiedlichsten Voraussetzungen ins Seminar ein.

2. Was auf künftige Priester zukommt

Es ist eine völlig offene Frage, wie die künftige Sozialgestalt der Kirche in Mitteleuropa aussehen wird. Vielleicht werden die großen Kirchen schon in kurzer Zeit nur noch eine kleine Minderheit in unserer Gesellschaft darstellen. Die Diasporasituation könnte zum Normalfall werden. Der äußere kirchliche Betrieb mit einer aufgeblähten Verwaltung kann noch eine Zeit lang weiterlaufen, auch wenn die Glaubenssubstanz an der Basis längst ausgedünnt ist. Relikte aus der volkswirtschaftlichen Epoche und viele Strukturen etwa im caritativen Bereich könnten noch über längere Zeit nachwirken und auf den Entwicklungsprozeß Einfluß nehmen. Vielleicht können Gemeinden nur noch als kleine lebendige Zellen überleben (mit Kleingruppen im Sinne von Basisgemeinschaften als Bausteine).

Doch nicht nur die immer schneller um sich greifende Entchristlichung der Gesellschaft läßt die Frage nach den Konturen des priesterlichen Dienstes neu stellen. Auch die theologische Entwicklung hat das Priesterbild früherer Epochen in Frage gestellt, ohne daß sich jetzt schon ein eindeutiges neues Priesterbild entwickelt hätte. Das klar umschriebene und innerkirchlich unhinterfragt anerkannte Berufsbild des tridentinischen Klerus ist zerbrochen, wenngleich noch manche Reminiszenzen existieren und von bestimmten Kreisen eine Restauration dieses Bildes vom Klerus angestrebt wird. Während man im tridentinisch geprägten Priesterseminar genau sagen konnte, wo es lang geht (von der Festlegung, wer wann mit wem spazieren zu gehen hat, bis zur gesamten Berufskarriere), kann heute keine exakt vorgezeichnete Route angegeben werden. Durch den sogenannten Priesterseminarmangel bedingt ändern sich gleichzeitig langbewährte Seelsorgsstrukturen. Man denke etwa an den

¹ Vgl. Michael Ebertz, Kirche im Gegenwind. Zum Umbruch der religiösen Landschaft, Freiburg 1997.

Zusammenschluß von Pfarreien im Pfarrverband, an die Errichtung von Seelsorgeeinheiten usw. Auch dieser Prozeß läßt die Frage nach einer künftigen Gestaltung des priesterlichen Dienstes neu stellen. Es zeichnet sich ab, daß der Priester der Zukunft nicht mehr der für alles zuständige „Einzelkämpfer“ sein kann, sondern eher der im Team arbeitende Gemeindeleiter.

Die Priesterausbildung muß in diesem Kontext junge Menschen befähigen, einer offenen Zukunft konstruktiv und kreativ entgegenzugehen. Priesterausbildung kann also nicht primär Vorbereitung für eine klar umschriebene *Funktion* sein, sondern muß vor allem das menschlich-geistliche Wachstum der *Person* in Blick nehmen. Die glaubwürdige (Neu-)Verkündigung des Evangeliums erfordert die persönliche Authentizität der künftigen Priester, die sich nicht mehr durch ihre Rolle allein schon ausweisen können. Freilich muß das Amt auch in Zukunft einen Schutz für die einzelne Person darstellen, damit diese nicht permanent Rechtfertigungszwängen ausgeliefert ist (durch Beweis der „Kompetenz“ etc.). Es braucht eine Balance zwischen beidem: Schutz der Person durch das Amt und gleichzeitig eine authentische Persönlichkeit im Amt.

3. Was Priestern künftig Halt geben kann

Der priesterliche Dienst von morgen kann nicht mehr die Sicherheit bieten, die er über lange Zeit durch ein bestimmtes Sozialprestige, eine feste Rolle, äußere, auch materielle Absicherung etc. geben konnte. Wenn es also keine festen Sozialformen der Kirche sein können, die künftigen Priestern für ihren Dienst Form und Halt geben, dann muß in der Priesterausbildung das Hauptaugenmerk auf das Wachstum der menschlich-spirituellen Persönlichkeit gelegt werden.

Heinz Schürmann hat schon vor vielen Jahren aus der Erfahrung der Diasporasituation in der ehemaligen DDR folgendes Bild geprägt: Die gepanzerten Riesenechsen haben vor der Evolution nicht bestehen können. Die Zukunft galt den Weichtieren, die ihr Skelett ins Innere genommen haben. Nicht der äußere Panzer, die externe Struktur geben Halt, sondern nur das innere Rückgrat.²

² Vgl. H. Schürmann, *Die Mitte des Lebens finden*, Freiburg 1979, 96.

Das bedeutet konkret, daß künftige Priester ganz zentral aus den inneren Quellen der *Spiritualität* leben müssen, in deren Mitte eine persönliche Christuserfahrung, eine lebendige personale Beziehung zu Jesus Christus steht. Das Gebetsleben braucht neben dem mündlich vorformulierten Gebet (z. B. Stundengebet) unbedingt die tägliche persönliche Gebetszeit, eine Form von Meditation, Kontemplation oder betrachtendem Gebet.

Die Christusbeziehung kann nur lebendig bleiben, wenn im Umgang mit dem Wort Gottes der Gefahr der Entleerung durch Professionalisierung begegnet wird. So kann etwa in einem Bibelkreis im gemeinsamen Hören auf das Wort des Evangeliums (mit den Mitarbeiter/innen, mit Gemeindemitgliedern, mit Mitbrüdern) und im persönlichen Austausch das Wort Gottes reicher und immer unerhört neu erfahren werden.

Die Zugehörigkeit zu einer Glaubensgruppe, in der der Priester keine Leitungsfunktion hat, sondern mit anderen die eigene Glaubens- und Lebenssituation teilen kann, ist von großer Bedeutung und kann eine Form von „*vita communis*“ darstellen. Es braucht Orte, in denen der Priester erleben darf, daß er Christ unter Mitchristen ist und wo die Zugehörigkeit zum Volk Gottes und die Gemeinsamkeit mit allen Glaubenden im allgemeinen Priestertum erfahrbar wird. Darüber hinaus braucht es die konkrete Erfahrung, von Mitglaubenden oder auch Mitbrüdern im priesterlichen Dienst mitgetragen zu werden. Dies wird vor allem auf dem Hintergrund notwendig, daß der Priester in vielen Gemeinden in seinem Glauben und auch in seiner Lebensform nicht mehr in der Weise verstanden und gehalten wird, wie das vor einigen Jahrzehnten noch selbstverständlich der Fall war. Es braucht somit die weitere Entfaltung von verschiedenen Formen einer *vita communis*, von regelmäßigen Treffen mit befreundeten Kollegen/Mitbrüdern bis zum gemeinsamen Leben in einem Pfarrhaus.

Ein weiterer Baustein für die künftige Gestaltung des priesterlichen Dienstes ist die *diakonische Grundhaltung*. Diese will einerseits in der konkreten Zuwendung zu Menschen gelebt werden, die an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden (Arme, Wohnungslose, Asylanten), was in der Diakonen- und Priesterweihe eigens versprochen wird. Diese solidarische Grundhaltung aus dem

Geist Jesu heraus verlangt nach einer wachen und kritischen Auseinandersetzung mit den politischen und sozialen Fragen der Gegenwart und nach einem entsprechenden „politischen“ Engagement.

Andererseits will die diakonische Grundhaltung auch den „Dienst der Leitung“ prägen, welche ja nicht nach den Mustern der Herrschenden dieser Welt ausgeübt werden soll (Lk 22–26: „Bei euch aber soll es nicht so sein . . .“).

Zu den Konturen eines künftigen Priesterbildes gehört die Freude am „*Mitmensch-Sein*“ („Meine Freude ist es, unter den Menschen zu wohnen“). Priester müssen eine große kommunikative Begabung haben, eine geschwisterliche Grundhaltung, Einfühlbarkeit in die verschiedenen Lebenssituationen und die Gabe des Zuhörens und freilassenden Begleitens. Für sie gilt besonders, was das II. Vatikanische Konzil von allen Jüngern Christi sagt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“. (GS 1)

Dem Priester ist vor allem der *Dienst an der Einheit* anvertraut. Er muß daher innerhalb der Gemeinde(n) verbinden und verbindlich wirken und zugleich Sorge tragen, daß die einzelne Gemeinde sich dem größeren Ganzen der Diözesankirche und der Weltkirche verbunden weiß. Schließlich muß sich Gemeindeleitung, die sich dem Kirchenbild der „*Communio*“ verpflichtet weiß, in kommunialen Strukturen ausdrücken. Der Priester soll weder ein Einzelkämpfer noch ein All-Round-Genie sein, sondern sich als echtes Mitglied eines Teams verstehen lernen, dem zwar eine bestimmte Leitungsfunktion, aber weder All- noch Alleinzuständigkeit zukommt. In einer kooperativen Pastoral liegen gerade für den Priester ungeheure Chancen: Der große Reichtum von Charismen in der Gemeinde und von hauptberuflichen pastoralen Mitarbeiter/innen kann besser entfaltet werden und zu einer größeren Lebendigkeit der Gemeinde beitragen. Die Zusammenarbeit im Team kann darüber hinaus auch zu einem Ort werden, wo ein menschlicher und geistlicher Austausch, Ermutigung in schwierigen Situationen und die gemeinsame Freude am Wachstum der Gemeinde gelebt werden kann.

4. Voraussetzungen für die Aufnahmen unter die Priesterkandidaten

In einer Zeit, in der die kirchliche Struktur und der priesterliche Dienst derart in Diskussion geraten sind, muß bei der Auswahl der Kandidaten eine noch größere Sorgfalt aufgewendet werden. Nur durch qualifizierte Priester, und seien es auch wenige, kann das in Krise geratene Amt wieder an Konturen, an Überzeugungskraft und an Attraktivität gewinnen.

Aus dem oben Gesagten folgen einige Voraussetzungen, die bei der Auswahl von Priesterkandidaten zu berücksichtigen sind:

1. Bereitschaft, sich auf neue Situationen offen und konstruktiv einzulassen

Da das gesellschaftliche Erscheinungsbild der Kirche im Wandel begriffen ist, braucht es künftig vor allem Priester, die sich nicht reaktionär auf ein vergangenes Kirchen- und Priesterbild zurückziehen, sondern Freude haben an der Mitgestaltung einer erneuerten Kirche. (Bei der Diakonen- und Priesterweihe wird nach der Bereitschaft für diesen Dienst gefragt: „Ich bin bereit.“ Nicht brauchbar sind Kandidaten, die schon beim Eintritt ins Seminar sagen: „Ich bin's bereits.“)

2. Geistliches Fundament

Es braucht die Bereitschaft, in eine personale Christusbeziehung hineinzuwachsen, was oft ein langer und auch mühsamer Weg ist. Dazu bedarf es der konkreten alltäglichen Übung (*exercitium*) im Gebetsleben und des Sich-Einlassens auf einen Prozeß des geistlichen Wachstums, wie er etwa in der Dynamik des ignatianischen Exerzitienweges beschrieben ist.

3. Kirchliche Grundhaltung

Ohne eine grundlegende Liebe zur Kirche, die bei allem Leiden an konkreten Strukturen die Kirche als Leib Christi sieht, kann ein Priester auf Dauer nicht konstruktiv in der Kirche mitarbeiten. Priesterkandidaten sollten sich daher selber als Kirche verstehen lernen, der sie loyal verbunden sind, ohne jedoch eine unkritische oder gar servile Haltung einzunehmen.

4. Menschliche Reife

Der Dienst des Priesters darf nicht zur Kompensierung menschlicher Defizite mißbraucht werden. Es stellt sich daher die Frage, ob ein Kandidat den priesterlichen Dienst „braucht“ (etwa zur Hebung des

Selbstwertgefühls) oder ob er primär Priester werden will, um sich brauchen zu lassen, das heißt, sich für einen Dienst zur Verfügung zu stellen. Dazu gehört eine affektive und emotionale Reife, ein hohes Maß an Wachheit für das eigene menschliche Wachstum, die Fähigkeit zur Selbstkritik und zum Austausch mit andern und die Gabe der Freundschaft.

5. Individuum und Gemeinschaft

Durch die hohe Individualisierung unserer Gesellschaft sind heutige Bewerber für den priesterlichen Dienst oft schon eigene Wege gegangen und haben sich stark individualistische Züge zugelegt. Hier braucht es das Gegengewicht von Gemeinschaftserfahrungen mit all ihren Herausforderungen und Wachstumschancen. Hierfür ein Lernfeld zu liefern stellt die heutige Chance, ja Notwendigkeit eines Priesterseminars dar. Es bedarf einer Balance zwischen einer individuellen geistlichen Persönlichkeit und der Befähigung zur Gemeinschaft und Kooperation.

5. Einige Beispiele aus der Ausbildungspraxis

Das Curriculum für die Ausbildung der Priesterkandidaten in Freiburg sieht vor dem Studium ein 6-monatiges Einführungssemester sowie nach dem Vordiplom ein Praxissemester in einer Gemeinde vor. Darin sind folgende Lernfelder vorgesehen:

* *Leben aus geistlichen Quellen:* Ein Schwerpunkt im Einführungssemester ist eine „Gebetsschule“, in der die Kandidaten mit Grundformen der Meditation und des persönlichen Gebetes vertraut werden. Dabei ist wichtig, daß Gebet und Alltag in Beziehung gebracht werden. Konkret sieht dies so aus, daß unsere Kandidaten vor Studienbeginn 4 Monate lang in einem sozialen Brennpunkt in Freiburg arbeiten. Parallel dazu bieten wir die Gebetsschule an, in der ein wöchentliches Gruppentreffen mit Austausch, Hinweise für das tägliche persönliche Gebet und ein wöchentliches Begleitungsgespräch zu vertieften Gebetserfahrungen hinführen wollen. Das Ziel dieser intensiven Monate ist, daß die Studenten auf einen persönlichen geistlichen Weg kommen, bevor sie mit den Inhalten des Theologiestudiums konfrontiert werden.

Darüber hinaus findet eine zweimonatige Bibelschule statt, bei der die Bewerber die ganze Heilige Schrift einmal lesen, wobei

eine kleine Einführung für jedes Buch vorgesehen ist. Zunächst sollen die Kandidaten also die Heilige Schrift als Ganze entdecken, bevor im Studium Detailfragen behandelt werden.

* *Diakonische Grundhaltung:* Das kirchliche Amt ist wesentlich ein Dienst an der Gemeinde. Der viermonatige Sozialeinsatz vor Beginn des Studiums macht deutlich, daß das Dienen die Grundstruktur des Amtes ist. Die einfachen Dienste und der Kontakt mit Menschen, die gesellschaftlich ganz an den Rand gedrängt werden (Bsp. Wohnungslose, Behinderte) öffnen den Blick für das Evangelium.

* *Kirchliche Gesinnung:* Der Dienst des Priesters ist ein Dienst an der Einheit. Damit ein solcher Dienst besser geschehen kann, muß der Einzelne zu seiner persönlichen Identität wachsen und zugleich eine Pluralität wertschätzen lernen. Dazu hilft zum einen die intensive Gemeinschaftserfahrung, bei der das Einüben von Toleranz und Wertschätzung für andere wesentlich ist. Darüber hinaus sind Kontakte mit anderen Ortskirchen sowie das Erlernen des Teilens von Glauben durch die wöchentlichen Glaubens- und Schriftgespräche wesentlich. Schließlich ist auch der Umgang mit Autorität ein wichtiges Lernfeld. Es braucht Loyalität ohne Servilität; eine Einordnung in das Ganze ohne eine falsche Unterordnung; eine eigenständig denkende Persönlichkeit, die zugleich Mitverantwortung für das größere Ganze, nämlich die Einheit der Kirche trägt.

* *Soziale und kommunikative Kompetenz:* Durch das Zusammenleben in der zweimonatigen Bibelschule (in einem sehr einfachen Selbstversorgerhaus) und im Priesterseminar wird auch der soziale Prozeß der Kandidaten von Anfang an gefördert. Es geht um Selbstorganisation, um Übernahme von Verantwortung, um Lernen von Absprachen und Bearbeiten von Konflikten. Auch die Einübung in die Pluralität ist dabei sehr wichtig, da man beim intensiven Zusammenleben den anderen nicht mehr ausweichen kann. Supervision und eine pastoralpsychologische Begleitung während des gesamten Studiums können diese Erfahrungen vertiefen.

* *Kooperative Pastoral:* Nicht mehr der für alles zuständige Einzelkämpfer ist gefragt; es bedarf heute des teamfähigen Gemeinde-

leiters. Zur Vorbereitung auf diese Aufgabe braucht es von Anfang an Räume der Begegnung mit Bewerbern und Bewerberinnen für die anderen pastoralen Berufsgruppen. Neben der Wertschätzung der unterschiedlichen Charismen braucht es schließlich auch das ganz konkrete Einüben von Zusammenarbeit in der pastoralen Praxis. Dazu bietet das Praxissemester, das nach dem Vordiplom vorgesehen ist, ein wichtiges Einübungsfeld. Die kooperative Pastoral kann hierbei als Chance entdeckt werden, den priesterlichen Dienst im Kontext der Communio-Ekklesiologie evangeliumsgemäßer zu gestalten.

Alix Schildknecht

Eine gemischte Gemeinschaft im Dienste der City-Seelsorge von Zürich

Im folgenden wird berichtet, wie es zur Bildung dieser Gemeinschaft kam, wie sie miteinander lebt und arbeitet. red

Neue Struktur im Pfarrhaus

Unweit vom Hauptbahnhof Zürich befindet sich „ennet der Limmat“ (mitten im pulsierenden Leben der Innenstadt) die Liebfrauen-Kirche. Das Pfarrhaus nebenan unterscheidet sich von vielen andern nicht nur dadurch, daß es mehr Räume aufweist, sondern durch die Menschen, die es seit drei Jahren bewohnen.¹ Hier lebt eine Gemeinschaft, die sich der Pastoral der City-Pfarrei verpflichtet hat. Wir sind bunt gemischt nach Alter, Geschlecht und Aufgabe: Drei Priester (der von der Gemeinde gewählte Pfarrer, der Vikar und der Spitalpfarrer), vier Laien (Sozialarbeiterin, Jugendarbeiter, Spitalseelsorger und Pastoralassistent) sowie zwei Ordensschwestern (Katechetin und Pastoralassistentin).²

¹ Vor uns lebte eine Fokolar-Priestergemeinschaft im Pfarrhaus. Vier Priester arbeiteten im Vollamt. Der Pfarrer ging dann in den Ruhestand, der Vikar entschied sich für die Pastoral im Partnerbistum „Alaminos“ auf den Philippinen. Die übrigen zwei wechselten in eine andere Gemeinde.

² Am 1. Adventsonntag 1994 begannen wir zu sechst im Pfarrhaus. Nur der Pfarrer und ich als Pastoralassistentin arbeiteten 100%. Die übrigen wählten ein Teilpensum. Ein Jahr danach stießen

Glücklicherweise sind wir so zusammenggeführt und -gefügt worden, daß wir sämtliche Bereiche der Gemeindepastoral abdecken können. Alle Mitglieder entwickeln viel Eigeninitiative und setzen – den Bedürfnissen der Menschen entsprechend – vieles in Bewegung. In den Sitzungen des Pfarreiteams (= Mitglieder der Wohngemeinschaft + weitere Mitarbeiter/innen der Pfarrei) hat jede und jeder zu informieren, was Neues geplant ist, welchem Zweck es dient und wie die Sache vonstatten geht. Es ist Männern und Frauen möglich, sich ihren je eigenen Voraussetzungen entsprechend in die Gesamtseelsorge zu integrieren. Grundsätzlich ist es nicht unsere Absicht, die Pfarrei zu leiten, vielmehr zu animieren.

Von Anfang an war eines der wichtigsten Ziele das gute Zusammenspiel innerhalb der Gemeinschaft. Wir sehen darin etwas Grundlegendes für eine wirksame Pastoral. Darum versammeln wir uns wöchentlich zu einem Hauskapitel und stellen uns monatlich der Supervision. Es hat sich bis heute bewahrt, daß Gruppenprozesse angeschaut und besprochen werden wollen, damit ein lebendiges und offenes Miteinander möglich wird. Die Leitung der Hauskapitel wechselt regelmäßig. Frauen wie Männern kommen innerhalb des Hauses die gleichen Rechte und Pflichten zu. Außer einer Tages- und Wochenordnung existieren keine Regeln. Wir lassen uns jeden Tag neu ins Spiel des Lebens ein.

Das, was uns trotz aller Verschiedenheit im Innersten zusammenhält, ist das gemeinsame Gebet: das meditative Stundengebet am Morgen, die halbstündige Schweigemeditation zur Mittagszeit in der Krypta unserer Kirche, sowie die abendliche Komplet in der Hauskapelle. Das wöchentliche Bibelteilen und die vier Klausurtag im Jahr helfen uns sehr, aus den „Quellen des Heils“ zu schöpfen, damit wir unserem pastoralen Auftrag in der Pfarrei gerecht werden können.

der Vikar und der Pfarrer des Universitätsspitals zu uns. Noch später wollte der Theologe, der sein Pastoraljahr bei uns absolviert hatte, bei uns bleiben, mit einem Arbeitsanteil von 50%. – Inzwischen wohnen schon nicht mehr alle im Pfarrhaus. Drei Mitglieder wohnen ganz in der Nähe, sind aber an allen gemeinschaftsbezogenen und organisatorischen Unternehmungen anwesend. Die Sozialarbeiterin, eine Familienmutter mit erwachsenen Kindern, hat es seit Anfang schon so gehalten.